

Erlebnisse aus dem Kriege, dem Kriegsende und den Nachkriegsjahren, erzählt  
und vorgetragen von Willi Dohemann  
in der Donnerstags-Runde im Gemeindehaus am 8.11. 2012  
aufgeschrieben von Fredi Rajes, Asendorf

„Dass 1938 Österreich ‚heim ins Reich geholt‘ wurde, dass Deutschland davor aus dem Völkerbund austrat, die Sudetenkrise ohne Krieg beigelegt wurde, die Besetzung der Rest-Tschechoslowakei bei den Westmächten nur diplomatische Proteste hervor rief, das alles wurde von den Alten diskutiert und ich hörte es vor allen Dingen in der Schule. Aber es bewegte mich nicht sonderlich. Es war Sommerzeit – und das war vor allen Dingen Ferienzeit!

Wir, damit waren gemeint: Werner und Heinrich Bomhoff sowie ich selbst, hatten zwar einige Pflichten zu erfüllen, mussten auch in der Ernte manchmal helfen, trotzdem blieb reichlich Zeit zum Spielen und Toben. Das Gebiet „Brüner Bruch“ war unser Revier.

Ende August spürten wir die Bedrückung, die sich bei den Erwachsenen einstellte. Der Erste Weltkrieg lag erst 20 Jahre zurück.

Am Dienstag, den 29.8.39 fuhr meine Mutter –von sorgenvollen Gedanken geplagt – mit mir und mit unserer Nachbarin „Tante Doris“ zum Brokser Markt. Tante Doris hatte mich wohl zum ‚darum betteln‘ angestachelt.

In der Nacht zuvor hatte der Postmann meinen Vater aus dem Schlaf getrommelt und mit den Worten „Fritz Du muss di stellen!“ ihm den Stellungsbefehl übergeben. Die Einheit meines Vaters wurde in Bassum – Niehaus aufgestellt. Im Spätherbst wurde diese entstandene Nachschubeinheit in den Kreis Jülich verlegt.

Am 1.9. 1939 stürzte Hitler mit den Worten ‚Seit 5.45 Uhr wird zurückgeschossen‘ die Welt in den Zweiten Weltkrieg. Es begann der Polenfeldzug.

Noch in den ersten Kriegstagen konnten wir meinen Vater in Bassum besuchen. So lange die Tankfüllung reichte, konnten wir unseren Opel Olympia – Baujahr 1936 – nutzen.

Nachtanken war nicht mehr drin. Das Benzin wurde nur noch an Berechtigte verkauft.

Während der Fahrt zum Aufstellungsort der Einheit meines Vaters mussten wir in Bassum an der Bahnschranke halten. Ein Militärtransport musste auf der Strecke ebenfalls halten – oder wurde angehalten. An einem Waggon stand mit großen Kreidebuchstaben: ‚Wir Frontkämpfer sind da – Hitler wo bleibt deine SA?‘ – So etwas bekam man schon in den ersten Kriegstagen zu lesen.

Die Zeit vom Führer-Geburtstag 1940 bis zum Ende der Nazi Herrschaft war für mich nicht immer schön. Im Jungvolk und in der Deutschen Hitlerjugend entsprach ich bei weitem nicht einem Idealbild eines deutschen Jungen. Ich war stets ‚Der Dicke im ersten Glied‘. Meistens habe ich noch darunter gelitten und bin nicht gern zum Dienst gefahren. – Lieber fuhr ich zum Konfirmandenunterricht.

Die Besetzung Dänemarks und Norwegens haben in meinem Gedächtnis keine Spuren hinterlassen.

Polnische Kriegsgefangene ‚Willi und Anton‘ fühlten sich auf unserem Hof sicher. Sie nahmen das Essen mit am großen Familientisch ein, was streng verboten aber praktisch war. Wenn während des Essens unser Hund anschlug, nahmen sie Teller und Bestecke und setzten sich an den ‚Katzentisch‘.

Exkurs: *Der Katzentisch ist eine umgangssprachliche Bezeichnung für separate Plätze, die nicht zur eigentlichen Tischordnung gehören oder sehr ungünstig platziert sind*

Einige Wochen nach dem Beginn des Frankreich Feldzuges wurden die polnischen Kriegsgefangenen abgezogen und zwei Französische Kriegsgefangene nahmen ihre Plätze ein. Unsere beiden Franzosen waren wohl gesittete Helfer auf dem Hof.

Omeg war ein armenischer Flüchtling, der nach dem ersten Weltkrieg Asyl gefunden hatte. Im Frühjahr 1940 wurde mein Vater aus der Wehrmacht entlassen.

Der Beginn des Russland Feldzuges, das ‚Unternehmen Barbarossa‘ löste Angst und Betroffenheit aus.

Im Frühjahr konnte noch ein - für die damalige Zeit - relativ großer Wagenschuppen gebaut werden. In reiner Holzbauweise mit Bauschalholz.

Willi ... , Wachposten am hiesigen Gefangenenlager, Hamburger Baupolier, stellte die Fundamente her. Willis ... Lebensmaxime war: ‚Ich habe den Krieg nicht gewollt und die Gefangenen auch nicht – nun möt wi sehn, da wi dor halbwech mit dörkoamt‘. Seine Franzosen dankten ihm diese Einstellung.

Die Baugenehmigung wurde uns erteilt: ‚Um die Ernteerzeugnisse vor dem Verderb zu schützen und wertvolles Volksvermögen zu erhalten und zu bewahren.‘

Im Rahmen der ‚Kriegserzeugungsschlacht‘ wurden einige Hektar Land in Weideland umgewandelt – unterstützt und gefördert mit erheblichen staatlichen Zuschüssen. – Eine heute unvorstellbare Aktion.

*Exkurs: Erzeugungsschlacht war ein 1934 vom damaligen Staatssekretär im Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft, Herbert Backe, entwickeltes Konzept zur Leistungssteigerung der Nahrungsmittelproduktion. Verkündet wurde das Programm vom Reichslandwirtschaftsminister Richard Walther Darré und Backe auf dem Reichsbauerntag am 17. November 1934 in Goslar. Die erste Erwähnung der „Erzeugungsschlacht“ findet sich jedoch schon 1930 in Darrés Beitrag im Völkischen Beobachter, in dem er eine solche Aktion nach dem Vorbild der „Weizenschlacht“ in Italien von 1925 vordenkt.*

*Die Erzeugungsschlachten beinhalteten einen Maßnahmenkatalog (Die Zehn Gebote), der das nationalsozialistische Deutschland von Nahrungsmittelimporten unabhängig machen sollte, gerade in Hinblick auf den bevorstehenden Krieg. Die Maßnahmen waren im Einzelnen: Erfassung aller Betriebe, Verbesserung der Böden, Vergrößerung der Anbauflächen für Ölfrüchte, Kredite für die Bauern zur Anschaffung von landwirtschaftlichen Maschinen, Bau von Wohnheimen für Wanderarbeiter, Ausbau der staatlichen Beratung sowie die sparsame und effektive Verwendung der Erzeugnisse. Durch die Erzeugungsschlachten gelang es dem Deutschen Reich nur teilweise, die Nahrungsmittelautarkie herzustellen. Vor allem der Mangel an Fett (so genannte Fettlücke) und Hülsenfrüchten konnte bis Kriegsende, trotz der rücksichtslosen Ausplünderung der besetzten Gebiete gemäß Generalplan Ost, nicht kompensiert werden. Das nach dem Missernte-Jahr 1934 als einmalige Propaganda-Aktion gedachte Programm wurde ab 1940 als Kriegserzeugungsschlacht bis 1944 weitergeführt (aus Wikipedia).*

Im Jahre 1942 hatte meine Mutter Probleme mit Parteileuten. Hinter vorgehaltener Hand wurde erzählt, dass irgendwo in einer deutschen Stadt an einem Standbild mit ‚Wilhelm II hoch zu Ross‘ ein Schild angebracht wurde mit der Aufschrift: ‚Lieber Wilhelm steig her nieder und regiere du uns wieder – lass in diesen schweren Zeiten doch den Hitler reiten!‘

Auch in Asendorf gab es in manchen Läden Hinweisschilder mit dem Text: ‚Trittst du als Deutscher hier herein – soll stets dein Gruß –Heil Hitler- sein!‘

Den Beginn der Invasion am 6.6. 1944 kommentierte unser Nachbar Bomhoff's Onkel Johann Mit den Worten: ‚Dat is de Anfang von Enne.‘

Mein Großvater, der an den Rollstuhl gebunden war, hörte nicht nur den Wehrmachtsbericht, den er allen Anwesenden am Kaffeetisch vortrug, sondern er nutzte auch die Möglichkeiten, die unsere 15 m lange Hochantenne bot und hörte oft Feindsender.

Ende Juni 1944 war es, da hörte mein Großvater im Rahmen einer täglichen BBC-Sendung, dass der Gefreite ‚Ewald Werner‘ in der Normandie gesund in alliierte Gefangenschaft geraten sei. Ich wurde dann beauftragt, diese ‚gute Nachricht‘ den Eltern von Ewald Werner in Asendorf zu überbringen. Diese mit Zuchthaus bedrohte Handlungsweise war für meinen Opa nur eine Christenpflicht. *(Mehr zu Ewald Werner im ungekürzten Bericht im Anhang)*

Der englische Rundfunk strahlte nicht nur mehrmals am Tage Nachrichten in deutscher Sprache aus sondern nannte auch die Namen deutscher Soldaten, die während der Invasion in Gefangenschaft gerieten. Dieses Handeln war längst aus meinem Gedächtnis verdrängt, als es anlässlich meines 65 – jährigen Konfirmationsjubiläums bei Kaffee auf Steimkes Saal in Graue von Ewald Werner geschildert wurde. Darüber habe ich mich dann doch ein wenig gefreut.

Nach dem Attentat auf Hitler am 20.7. 1944 fragte eine Arbeiterin beim Essen etwas hoffnungsfroh in die Runde: ‚Ist der Krieg nun zu Ende?‘ – Leider mussten noch Millionen Menschen sterben, bis das Morden endlich beendet wurde.

Im Febr. des Jahres 1945 wurde ich mit vielen gleichaltrigen Jungen darauf getrimmt mit Karabiner, Panzerfaust und Handgranaten umzugehen. Das Wehrtüchtigungslager war eine schlimme Zeit für mich.

Mit meinem Rucksack auf dem Weg zum Dienst kam ich am an der Straße tätigen Schüffler Krögers Dirk vorbei. Nach seiner Frage ‚wohin‘ sein Kommentar ‚So, nun möt ji Kinner da ok al hen.‘

Krögers Dirk war ein gestandener Sozialdemokrat alter Schule.

Am 22. 3. 1945 fand eine 5 köpfige Familie aus der Weichselniederung mit 2 Wagen und 4 Pferden nach 8 Wochen Treck bei uns auf dem Hof Einquartierung. Ein unterwegs erfrorenes Kleinkind der Familie musste man irgendwo in Pommern am Straßenrand in den Schnee legen. Charlotte und Erich Janz, Marianne Janz, Edith und Frieda ... waren liebe Mitbewohner.

Am 4.4. 1945 wurde das 3. Quartal des Jahrganges 1929 zur Musterung befohlen. Es war der Tag des Bombenangriffes auf den Flugplatz in Hoya und auf die beiden Weserbrücken. Wir erlebten den Angriff im Keller des Hotels ‚Weserfilmhof‘. Nach dem Kelleraufenthalt lief die Musterung weiter als wäre nichts gewesen – dabei standen britische Panzerspitzen bereits im Raum Diepholz, wie das britische Radio vermeldete.

Eine kleine Anekdote: Während der Musterung standen wir –wie der Herrgott uns erschaffen hatte - mit einem Reagenzglas im 00 – Raum und mussten mit unserem Urin dieses Reagenzglas füllen. Einer der Jungs sagte: ‚Vermuckt nochmol – ick kann gornich‘ – sein Nachbar sagte: ‚Giff her da Ding – ick moack dat mit full‘.

So passierte es dann auch. An den Reagenzgläsern waren Eichstriche angebracht, bis zu der Marke sollte das Glas gefüllt werden. In der Eile und in der jugendlichen Unvollkommenheit wurde so ein Glas dann auch gestrichen voll. Ein Sanitätsdienstrat sammelte diese Gläser ein und sagte sehr laut: ‚Hergeben – her damit!‘ Dann riss er uns diese Gläser aus der Hand - mit dem Erfolg, das sie überschwappten und er den Urin in den Ärmel kriegte. Innerlich haben wir alle gelacht, aber es war nicht zum Lachen – nachher war dieser Sanitätsdienstrat ganz schön ruppig.

Auf dem Rückweg von Hoya nach Brüne musste ich noch einmal in einem Panzerdeckungsloch Schutz vor Tieffliegern suchen. Diese Panzerdeckungslöcher waren an allen Straßen ausgehoben.

Am 4.4. 1945 nach der Musterung wollte ich mir die Bombenschäden auf dem Flugplatz in Hoya ansehen. Dazu kam es nicht, die Anfahrt zum Platz war zerstört. Ich wurde Zeuge, als die 16 beim Angriff umgekommenen Luftwaffenhelferinnen wie Kartoffelsäcke auf einen Ackerwagen verladen und abtransportiert wurden. Sie sind in Hassel beerdigt worden.

Ich hatte schon zu Hause tote Menschen gesehen und auch gesehen wie mit Toten umgegangen wurde. Das Schicksal dieser jungen Menschen und der Umgang mit ihnen nach dem Tode wühlte mich auf.

In der Nacht vom 5. auf den 6. April 1945 kamen mein Vater und Brinkmanns Onkel Johann mit unserem Wagen und unseren Pferden vom Volkssturmsammelplatz im Brüner Bruch (später Sportplatz Brüner Bruch) zurück. Ein vernünftiger Volkssturmführer ‚Ernst Schumacher aus Helzendorf‘ löste das Treffen auf und schickte alle nach Hause. Ein mutiges nicht ungefährliches Handeln. In dieser Nacht wurden in Hoya von zurück rückenden deutschen Einheiten die beiden Weserbrücken gesprengt. Diese Maßnahme sollte das Vorrücken der englischen Truppen verhindern.

Am 6.4. 1945 landeten englische Kradschützen auf unserem Hof. Für uns war der Krieg zu Ende - obwohl das Morden noch bis zum 8. Mai 1945 in Europa weiter ging. Ich brauchte nicht mehr zum HJ-Dienst, nicht zum Arbeitsdienst und wurde nicht zur Wehrmacht eingezogen. Nazi-Größen hatten nichts mehr zu vermelden!

Mein Opa hörte während der Zeit, als englische Soldaten bei uns auf dem Hofe waren, seinen Wehrmachtsbericht und seinen BBC-Nachrichtendienst über ein Batteriegerät der Soldaten, weil wir auf dem Hof keinen Strom mehr hatten.

Die englische Besatzungsmacht hatte ein striktes Versammlungsverbot erlassen. Mehr als 5 oder 6 Personen durften nicht zusammenkommen.

Am 25. Mai 1945 starb mein Großvater. Ein großzügiger Ortskommandant hier in Asendorf, erlaubte die Trauerfeier bei uns auf dem Hof, den Trauerzug zum Friedhof und die Trauerfeier in der Kirche. Die englische Militärpolizei stoppte den Verkehr auf der B6, damit der Trauerzug ungehindert queren konnte. Bei der Querung der B6 machten die Posten Front zum bespannten Leichenwagen, salutierten und erwiesen meinem Opa damit die letzte Ehre.

Im Jahre 1946 waren Häuser und Dörfer voller Menschen. Ausgebombte, evakuierte aus den Ostgebieten, Flüchtlinge und Heimatvertriebene teilten die Wohnung mit den Einheimischen. Alles was zur Lebensnahrung und Notdurft benötigt wurde war rationiert und gab es auf Marken oder Bezugsschein. Natürlich waren auch die Brennstoffe und Heizmaterial rationiert und daher äußerst knapp.

Das gemeinnützige Torfwerk Niedersachsen gab Lichtblick. Für einen Arbeitstag im Campener oder Borsteler Moor oder Siedener Moor gab es als Entgelt xyz Zentner trockenen Torf. Viele Einwohner der damaligen Gemeinde Essen nutzen diese Chance. In der Sommerzeit begann die Fahrt ins Moor um 6.00 Uhr auf Bomhoff's Hof. Die Torfstecherinnen und Torfstecher saßen auf quer gelegten Brettern auf einem ungefederten Anhänger, der von unserem 22 PS Lanz Baujahr 1941 gezogen wurde. Ohne Verdeck und Umsturzbügel fuhren wir nach Borstel zum Endpunkt der Lorenbahn. Mit dieser Lorenbahn wurden die Stecher zum Arbeitsplatz im Moor befördert und blieben den ganzen Tag dort. Wir, d.h. Reinhard Müssig – Heimatvertriebener aus Niederschlesien - und ich luden Brenntorf in Campen,

brachten diesen zu Berechtigten in der Gemeinde. Dann ging es zurück nach Campen oder Borstel. Der Anhänger wurde nur zur Hälfte beladen. In Borstel mussten die Torfstecher die Heimfahrt auf dem Brenntorf sitzend antreten. Bis zu Bomhoffs in Brüne (heute Wehrspau) wurden die Stecher gefahren. Reinhard und ich brachten den Brenntorf dann zu Berechtigten im Dorf. Danach war der Anhänger leer für die Fahrt ins Moor am nächsten Morgen. Wir können es uns heute nicht mehr vorstellen, dass damals an den Straßen Schilder aufgestellt waren, die das Sammeln von Fallobst bei Strafe verboten.

Auf unserem Weg ins Moor waren viele Straßen von Apfelbäumen gesäumt. Zur Freude aller Mitfahrer fuhr ich manchmal im Seitenraum (im Biewech). Oder wir hatten eine ‚Störung‘ am Gefährt zu beheben und hielten dann unter einem voll tragenden Apfelbaum. So gab es für die Mitfahrer einige Winteräpfel – zumindest aber reichlich Apfelmus.

1947 In unseren Dörfern ist niemand verhungert. Alle wurden satt. Einschränkungen gab es für Alle. In den Städten gab es dagegen echte Not- und Hungertage. Wer konnte fuhr auf Land um so einige Lebensmittel für sich und die Familie zu ergattern.

Ein Beispiel ist mir in Erinnerung geblieben. Ich habe es vor Augen, als wäre es gestern geschehen: Die Milch wurde in 20 l Kannen transportiert. Unser Milchwagen – Oldenburg aus Haendorf - kam relativ früh. Vater und Sohn Oldenburg sorgten mit ihren beiden Pferden Tag für Tag für den Transport der Milch zur Molkerei nach Asendorf. Gegen Mittag war die Magermilch zurück. Diese diente der Versorgung der Tiere wahlweise für Pferde, Hühner und Kälber. Auch wurde Quark daraus bereitet, der teilweise zu Käse weiter verarbeitet wurde. Nachdem Mensch und Tier zur Mittagszeit versorgt waren, wurde die Magermilch in Futtereimer umgeschüttet. Diese Eimer standen auf der Diele, an der Wand zur Waschküche. Abends und am folgenden Morgen wurde diese Magermilch verfüttert. Umgefüllt wurde die Milch, weil die Kannen gewaschen werden mussten, um das Abendmelk aufnehmen zu können – sie mussten ja auch noch trocknen. In dieser Zeit kamen viele auf den Hof um nach Essbarem zu fragen. Von meiner Mutter bekam jeder vom selbstgebackenen Schwarzbrot eine Scheibe mit Schmalz, Salz, Zwiebeln oder Schnittlauch. Mutter bereitete dieses Schmalzbrot vor, derweil kniete der Frager vor einem Magermilch Eimer und stillte Hunger und Durst. Dieser Anblick trieb mir vor 65 Jahren die Tränen in die Augen – und wenn ich daran denke geht es mir heute noch genauso.“

Wie es der im Vortrag genannte Ewald Werner erlebte, war in der Kreiszeitung am 25. 4. 2010 zu lesen. Hier der Bericht:

### **Von US-Soldaten geschützt über den Ärmelkanal Und in Caen durch die aufgebrachte Menge**

Bruchhausen - SCHNEPKE/ASENDORF (kra). Er hatte den Bombenteppich überlebt, den hunderte alliierter Flugzeuge über seine Einheit legten. Er war zwischen die Fronten geraten, zwischen Panzer-Einheiten, die sich über seinen Kopf hinweg ein ewig langes Gefecht lieferten, er mittendrin, in einem Erdloch.

Und nun stand er mit dem Gesicht zur Wand auf dem Gehöft irgendwo in der Normandie. „Was machen die mit dir? Sind das die letzten Momente?“ Quälend lange Augenblicke der Ungewissheit stand der heute in Schnepke lebende Ewald Werner (84) an jener Wand. Zusammen mit 13 weiteren Überlebenden war er kurz zuvor von kanadischen Truppen in Gefangenschaft genommen worden. 14 Überlebende an diesem 9. August 1944 von insgesamt

120 Mann, die noch einmal aus einer Vielzahl versprengter Haufen zu einer Gefechtseinheit zusammengestellt worden waren.

„Ein wenig Hoffnung geschöpft habe ich erst, als der einzige Verwundete unter uns 14, als Kurt Strauß aufgeladen und abgefahren worden war,“ sagt Ewald Werner heute, 66 Jahre danach. Kurze Zeit später folgten die weiteren 13. In einem Stacheldrahtverhau in der Nähe Caens landeten sie. Das erste Kriegsgefangenenlager für die ersten Kriegsgefangenen der Alliierten. „Verwundete raustreten, hieß es dort plötzlich.“ Ewald Werner erinnert sich jeder einzelnen Begebenheit ganz genau. Nicht irgendetwas Nebulöses, aus dem er berichtet, sondern ganz konkrete Bilder, die sich vor seinen Augen abspielen, auch heute noch abspielen. Er habe überlegt, ob er zu den Verwundeten gehörte. Eigentlich nicht, habe er noch befunden. Er wies nur einen Streifschuss am Bein auf, den er selbst schon behandelt hatte, und einen halb abgerissenen Fingernagel. „Aber ein anderer Gefangener hatte sich gemeldet und auf mich gedeutet.“

Also stand auch Ewald Werner auf der Trittleiter zum Sani-Wagen, er mit seinen 19 Jahren. Und er wunderte sich nicht schlecht, dass er in akzentfreiem Deutsch angesprochen wurde. „Sie sind noch so jung, und dies alles mussten sie mitmachen,“ hörte er den Arzt sagen. Ewald Werner erhielt eine Tasse Tee. Und einen Bisquit durfte er zwischen die Zähne schieben. „Dass mir der Arzt zwischendurch den Fingernagel ganz heruntergerissen hat, habe ich gar nicht richtig gespürt.“

Und schon ging es weiter. „Wir mussten durch das zerstörte Caen. Die Menschen um uns reagierten aufgebracht. US-Soldaten haben uns geschützt.“

Nach Cherbourg führte es die Gefangenen, an die französische Ärmelkanal-Küste. „Dort lagen noch Landungsboote aus den ersten Tagen der Invasion. Wir wurden in die Boote gesperrt.“ Auf 50, vielleicht 70 Mann war die Gruppe der Gefangenen angewachsen, die hier zusammenkamen. Ein zerstörter Panzer nahm den meisten Raum der Fläche ein. Und dann ging's auch schon auf See. „Bei jedem Wellengang schwappte das Wasser herüber. Und wir in dem Sumpf aus Öl, aus Rost und aus Salzwasser.“ In einen kleinen englischen Hafen wurde das Boot geschleppt. „Wir sahen so erbärmlich aus, als wir an Land kamen - die Menschen haben geweint.“

Tage in London folgten. Tage, an denen er erstmal verhört und überhaupt registriert wurde. „Radio London setzte die Nachricht von unserer Gefangennahme ab. Jeder einzelne war mit vollem Namen genannt worden.“ Eine Nachricht, die in Brüne in der Nähe Asendorfs ebenfalls gehört wurde. Der Sonntags-Tipp berichtete. Das erste Lebenszeichen von Ewald Werner, das in der Heimat ankam. Tage in London aber auch voller Angst. „Die ganzen V1-Raketen kamen hier herunter. Immer und immer wieder schlugen sie ein. Die Detonationen waren über Kilometer zu hören.“

Schließlich der nächste Gefangenentransport. Diesmal an die schottische Grenze. „Wir waren alle vor Hunger entsetzt,“ sagt Ewald Werner. Er habe ihn überhaupt nicht erkannt, den Gefangenen, der sich heimlich ins Küchenzelt geschlichen hatte und mit dem Finger den eigentlich längst leeren Suppentopf ausschleckte. Es war Dirk, ein Schulfreund aus Eystrup.“

Selbst dann, wenn es etwas zu essen gab, und das war spärlich genug, vermochte sich Ewald Werner nicht daran zu laben. „Ich hatte die Ruhr.“ Seit Tagen schon. In London bereits. Ein Toastbrot, das er dort eingesteckt hatte, trug er immer noch in der Hosentasche herum. „Ich hab's ihm gegeben. Ich steckte es Dirk zu. Ich konnte einfach nicht mehr.“

Irgendwo im Nirgendwo zwischen Schottland und England saßen sie. Die Reise war damit längst noch nicht beendet. Sie begann eigentlich erst.